

Frank Kelleter. "Ecology/Economy: Henry David Thoreau geht spazieren." *Ökologische Transformationen und literarische Repräsentationen*. Hg. Maren Ermisch, Ulrike Kruse, Urte Stobbe. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, 2010. 177-192.

Ecology / Economy Henry David Thoreau geht spazieren

Frank Kelleter

1 „To speak a word for Nature“: Thoreau und die ökologische Imagination

In einem Essay mit dem schlichten Titel *Walking* fasst Henry David Thoreau 1862 die Beweggründe seines literarischen Schaffens zusammen.¹ Wo er darüber schreibe, was er auf seinen Spaziergängen durch die Wälder Neu-Englands gesehen habe, wolle er *ein Wort für die Natur sprechen* – „to speak a word for Nature“ (S. 225). Den Zentralbegriff seiner Literatur setzt Thoreau groß, so wie es andere Autoren der Zeit mit dem Wort *God* tun. Im Duktus der amerikanischen Transzendentalisten ist das nichts Ungewöhnliches. Thoreau zeigt sich in seinem Text als Anhänger jener selbstbewussten Gruppe von Schriftstellern und Sozialreformern, die sich ab den 1830er Jahren im Städtchen Concord, Massachusetts um den ehemaligen Pfarrer Ralph Waldo Emerson scharte und dort, eine Generation verspätet, die amerikanische Romantik begründete.

„To speak a word for Nature“ ist aber nicht bloß eine romantische Formel. In trügerisch einfacher Semantik verdichtet diese Absichtserklärung das schwierige Ausgangsproblem der gesamten Literatur Henry David Thoreaus. Es geht um die

¹ Wie viele Essays Thoreaus entstand *Walking* aus Vorträgen, die zu unterschiedlichen Gelegenheiten überarbeitet wurden. Die Erstveröffentlichung erfolgte kurz vor Thoreaus Tod im *Atlantic Monthly*; der dort erschienene Text geht auf einen Vortrag aus dem Jahr 1851 zurück, den Thoreau im Folgenden in verschiedenen Versionen unter den Titeln *Walking* und *The Wild* hielt. Ich zitiere aus der Ausgabe der *Collected Essays and Poems* (2001); zur Textgeschichte vgl. dort auch S. 660.

Spannung, die besteht zwischen der menschlichen Sprache und dem, was in dieser Sprache als Natur bezeichnet wird. Für Thoreau ist das ein ökologisches Problem im eigentlichen Sinn: das Problem einer Beziehungslehre. Der Versuch, „to speak a word for Nature“, wird deshalb schon im nächsten Satzteil eng geführt auf den Versuch, „to regard man as an inhabitant, or a part and parcel, of Nature“ (S. 225). Den Mensch als *Bewohner* der Natur zu beschreiben, als abhängigen Teil eines Systems lebendiger Beziehungen: Dieses Anliegen macht durch seine pure Existenz, mehr noch durch seine Dringlichkeit deutlich, dass ein solcher Blick auf die Natur sich nicht natürlicherweise einstellt. *Nature doesn't come naturally to human language.* Für Thoreau steht fest, dass die Natur nicht für sich selbst spricht; es muss für sie gesprochen werden. Und so wie die Natur eines Wortes bedarf, so muss auch der Mensch sich als Bewohner der Natur erst einmal erkennen. Der seltsame Mangel an Selbstverständlichkeit, der diese ökologischen Einsichten trägt, weist darauf hin, dass hier von Lebensformen die Rede ist, die sich zwar gegenseitig als Umwelt dienen, von denen eine aber die eigenartige Fähigkeit entwickelt hat, solches Verhältnis wahrzunehmen, zu beschreiben, zu befragen und sich damit immer auch außerhalb der natürlichen Wechselbeziehungen zu wägen.

„To speak a word for Nature“: Was im Englischen *eco-criticism* heißt, wird bis heute von dem Wunsch einer solchen Fürsprache getragen. Das Bemühen, wissenschaftliche Beschreibungsformen für die vielfältigen Beziehungen zwischen menschlicher Literatur und außermenschlicher Umwelt zu finden, hat offenbar eine mehr als nur wissenschaftliche Motivation. In der amerikanischen Variante dieses Unternehmens gilt Henry David Thoreau seit Beginn als Pionier und *spiritus rector*. Selbst unter den Transzendentalisten, bis auf den letzten Mann und die letzte Frau Vorkämpfer grüner Lebensphilosophien, Apostel ökologischen Bewusstseins, nimmt Thoreau eine Sonderstellung ein. Das verdankt sich vor allem seinem 1854 veröffentlichten Buch *Walden, or Life in the Woods*, einem autobiographischen Bericht über Thoreaus selbst gewähltes Exil in der Wildnis vor den Toren Concord, wo er mit eigenen Händen eine Hütte baute, in der er zwei Jahre lang ohne gewinnbringende Tätigkeit lebte.

Die Fiktionalisierungsstrategien, mit denen *Walden* dieses Lebensexperiment in Literatur verwandelt, waren schon Thoreaus Zeitgenossen bekannt (unter anderem kondensierte das Buch den Aufenthalt am Walden Pond auf ein Jahr, um das Erzählgeschehen als zyklische Abfolge zu strukturieren), aber das hinderte Leser zu keiner Zeit an der Schlussfolgerung, Thoreau habe in die Tat umgesetzt, wovon Emerson nur predigte. Die Natur in *Walden* stellt sich im emphatischen Sinn als eine erlebte dar: Wo Emerson und andere Transzendentalisten vom sicheren Standpunkt ihrer kultivierten Gärten aus über die Natur philosophierten, da hatte sich Thoreau in die Wildnis selbst gewagt und das auch nicht nur als Tourist. Von diesem Effekt lebt *Walden* bis heute – und dieser Effekt wird in Thoreaus späteren Schriften noch verstärkt, wenn dort der autobiographische Impuls mehr und mehr zugunsten einer Beobachterperspektive aufgegeben wird, die die Natur ohne Umweg über eine erste Person

Singular zur Sprache kommen lassen möchte. Das Ergebnis sind Texte wie *The Succession of Forest Trees* (1860) und *Faith in a Seed* (1993), deren Darstellungs- und Argumentationsstil in der Forschung gerne als naturwissenschaftlich bezeichnet wird, ungeachtet ihrer naturromantischen Grundstimmung.

Es ist jedenfalls kein Zufall, dass eines der Gründungsdokumente des amerikanischen *eco-criticism*, Lawrence Buells 1995 veröffentlichte Studie *The Environmental Imagination*, der Analyse des Gesamtwerks Henry David Thoreaus gewidmet ist. *Thoreau, Nature Writing, and the Formation of American Culture* lautet der bemerkenswerte Untertitel des Buches, und aus der Lektüre eines einzigen Autors, ja stellenweise eines einzigen Textes, nämlich der zentralen Schrift *Walden*, entwickelt Buell „a broad study of environmental perception, the place of nature in the history of western thought, and the consequences for literary scholarship and indeed for humanistic thought in general of attempting to imagine a more ‚ecocentric‘ way of being.“ (Buell 1995, S. 1)

Ein literaturwissenschaftlicher Blick auf diese Art von Literaturwissenschaft erbringt mindestens zwei Befunde. Erstens fällt auf, dass Buell seinen Gegenstand als Obligation begrift. Buells Interesse an einer Analyse des Naturverständnisses von Thoreau ist untrennbar verbunden mit seinem Interesse, dieses Naturverständnis fortzuschreiben. Buell – und mit ihm viele Teile literaturökologischer Forschung – fühlt sich der *environmental imagination*, die er untersucht, verpflichtet.²

Zweitens lohnt es sich, auf die Eigentümlichkeit einer Situation hinzuweisen, in der wir davon ausgehen, dass uns die Lektüre eines einzigen Autors, ja vielleicht eines einzigen Buches, Aufschluss gibt über ein universales System lebendiger Beziehungen. Diese Situation wird nicht weniger eigentümlich dadurch, dass sie in der Geschichte menschlichen Wissens konstant anzutreffen ist. Nun haben wir natürlich gelernt, dass ein Text immer als Kreuzungspunkt anderer Texte fungiert, weshalb Einzeltexte im strengen Sinn vielleicht gar nicht existieren (so man nicht an das voraussetzungslose Wort Gottes glaubt). Auch der naturwissenschaftliche Umgang mit Texten, etwa den Schriften Charles Darwins, beruht auf der Einsicht, dass Wissen in Texten akkumuliert, so dass es zwar naturwissenschaftliche Klassiker gibt, doch Klassikerstatus leitet sich dabei gerade aus den vielen späteren Texten ab, die ein solcher Einzeltext ermöglicht hat und durch die er weiter geführt und letztlich ersetzt wird. Studenten der Evolutionsbiologie lernen die Grundlagen ihres Gebietes nicht aus einer Lektüre der *Origin of Species*, sondern aus aktuellen Lehrbüchern.

Buell hat offensichtlich etwas anderes im Sinn, wenn er *Walden* und weitere Schriften Thoreaus als herausragende Ausdrucksformen einer ökologischen Imagination empfiehlt. Für ihn sind diese Texte Literatur im emphatischen Sinn, also: sprachliche Kunstwerke, Artefakte aus Worten, in denen und mit denen das menschliche Verhältnis zur umgebenden Welt selbst zum Thema und zum Problem wird. So drängt sich die Frage auf, was wir aus literarischen Texten

² Zur weiteren Ausdifferenzierung des anglo-amerikanischen *eco-criticism* vgl. Alexander Starres Beitrag in diesem Band.

eigentlich über die naturale Umwelt und ihre Geschichte lernen können? Enthält das literarische Datenmaterial wertvolle Hinweise auf die Entwicklung menschlicher Ideen über die Natur? Erfüllt die Literatur vielleicht selbst eine ökologische Funktion in der komplexen Beziehungsgeschichte zwischen Mensch und Umwelt? Beide Fragen eröffnen relevante Forschungsperspektiven und doch bleibt ein Gefühl der Unangemessenheit angesichts der so wenig selbstverständlichen, dabei so dringlichen Art und Weise, mit der im menschlichen Erzählen und Dichten von Natur die Rede ist. Erinnern wir uns deshalb, dass die Ökologie selbst das Wort im Namen trägt, den *logos*. Ein Wort für die Natur zu sprechen – ökologisch zu reden, zu beschreiben – setzt menschliche Sprache unverzichtbar voraus. Die Frage, was wir aus literarischen Texten über die Natur lernen, sei deshalb mit Blick auf Thoreau wie folgt umformuliert: Was lernen wir eigentlich von der Literatur der Natur über die Natur der Literatur?

2 „The bare possibility of going somewhere“ Natur und Nation in Thoreaus Wanderungen

Gehen wir aber zunächst einen Schritt zurück. Fragen wir anhand der beiden genannten Forschungsperspektiven, wie sich in den Schriften Thoreaus der Wandel amerikanischer Naturbilder im 19. Jahrhundert niederschlägt – und wie diese Schriften umgekehrt das Verhältnis von Amerikanern und ihrer naturalen Umwelt zwischen der Ära Jackson und dem Bürgerkrieg formieren und beeinflussen.

Als Thoreau zu Beginn von *Walking* schreibt, er wolle den Menschen als Bewohner und Teil der Natur darstellen, erläutert er, dies erfordere, den Menschen ausdrücklich nicht als ein Gesellschaftswesen zu sehen („rather than a member of society“, S. 225). Später heißt es, „society“ sei „that culture which is exclusively an interaction of man on man, – a sort of breeding in and in, which produces at most a merely English nobility, a civilization destined to have a speedy limit“ (S. 248). Die Kontrastierung von Natur und Gesellschaft ist für den amerikanischen Transzendentalismus kennzeichnend; sie zeigt, dass hier eine historisch spezifische Variante ökologischen Schreibens vorliegt, eine bestimmte *environmental imagination*. Vor dem Hintergrund einsetzender Industrialisierung, der durchgreifenden Nutzbarmachung territorialer Ressourcen und der geographischen Expansion der noch jungen Nation reicht es offenbar nicht mehr aus, die Natur als ein gleichermaßen verlässliches wie selbstgenügsames Regelwerk zu beschreiben, dessen gesetzmäßiges Funktionieren der Ordnung menschlicher Interaktionen als Vorbild dienen kann. Der aufgeklärte Gedanke eines politischen Naturrechts (*natural right*), so eng verknüpft mit dem Gedanken empirisch beobachtbarer Naturgesetze und im Gespann mit ihm ein ideologischer Grundpfeiler der amerikanischen Revolution und Staatsgründung, wird in der Ära Jackson mit einem neuen, in vielerlei Hinsicht opponierenden

Naturbegriff konfrontiert, der Amerikas unkultivierte Wildnis als das erhabene Andere rationalisierender Landschaftszurichtung feiert.³

Entsprechend betont Thoreau die Ziellosigkeit seiner Wanderungen durch die amerikanischen Wälder. Spaziergehen ist für ihn eine hochgradig nutzlose Tätigkeit, eine *Kunst* im romantischen Sinn, „the art of Walking“ (S. 225): das Gegenteil jeder Mittel-Zweck-Beziehung. Thoreaus Unbehagen am zielgerichteten Streben auf Ertrag und Mehrung, letztlich am Instrumentalismus des kapitalistischen Vorteilsdenkens, spricht aus jedem Satz. Die Tatsache, dass bei Spaziergängen die Hälfte des Weges in der Regel dazu genutzt wird, um wieder nach Hause zu laufen, erscheint ihm so als bedeutsamer Ausdruck eigentumsfixierter Effizienz (S. 226). Wie Karl Marx, der in Europa zur selben Zeit aus der Geschichte menschlicher Ressourcennutzung eine umfassende politische Ökonomie ableitet, sieht Thoreau die Gesamtheit sozialer Beziehungen davon bestimmt, wie die Menschen sich zu ihrer naturalen Umwelt verhalten. Ähnlich erkannte schon Emerson einen engen Zusammenhang zwischen profitorientierter Arbeitsteilung und Selbstentfremdung durch Arbeit, zwischen Ausbeute und Ausbeutung.⁴ Umgekehrt bedeutet das: Ein ökologisch sinnvolles Naturverhältnis würde die menschliche Existenz selbst verändern. Emerson und Thoreau gehen davon aus, dass sich der Mensch, der sich als abhängiger Bestandteil seiner naturalen Umwelt erkennt, damit eine neue Seinsmöglichkeit erschließt. Bei Emerson erscheint diese Utopie konsequent und dramatisch als Aufhebung aller materialen Interessen, als ekstatische Überwindung der eigenen Körperlichkeit; eine berühmte Passage aus *Nature* (1836) lautet:

In the woods ... I feel that nothing can befall me in life ... Standing on the bare ground, – my head bathed by the blithe air, and uplifted into infinite space, – all mean egotism vanishes. I become a transparent eye-ball; I am nothing; I see all; the currents of the Universal Being circulate through me ... (Emerson 1983, S. 10)

Damit scheint die Spaltung zwischen denkender und nicht-denkender Materie überwunden und die Natur endlich: selbstverständlich.

Im Vergleich zu Emerson geht Thoreau mit solch sublimen Versprechungen sparsamer um. Das mag mit seiner Einsicht in die sprachliche Struktur der romantischen Metaphysik zu tun haben, also: mit seinem Wissen um die Beteiligung menschlicher Dichtung und Rhetorik an ökologischer Fürsprache. Ich

³ Vgl. Kelleter (2002).

⁴ Vgl. *The American Scholar* (1837): „Man is not a farmer, or a professor, or an engineer, but he is all. [...] In the *divided* or social state, these functions are parcelled out to individuals, each of whom aims to do his stint of the joint work, whilst each other performs his. [...] The state of society is one in which the members have suffered amputation from the trunk, and strut about so many walking monsters, – a good finger, a neck, a stomach, an elbow, but never a man. Man is thus metamorphosed into a thing, into many things. The planter, who is Man sent out into the field to gather food, is seldom cheered by any idea of the true dignity of his ministry. [...] The priest becomes a form; the attorney, a statute-book; the mechanic, a machine; the sailor, a rope of the ship.“ Emerson (1983, S. 54). Alle folgenden Emerson-Zitate nach dieser Ausgabe.

werde darauf zurückkommen. Thoreaus Lob der Nutzlosigkeit jedenfalls ist Emersonianisch genau darin, dass es alles menschliche Wollen, alle körperliche Begehrlichkeit, in einer willenlosen Umwelt auflösen möchte. Ein Spaziergang darf unter solchen Umständen kein Ziel haben; als abhängiges Naturwesen erkennt und verhält sich der Mensch erst, wenn er in der Landschaft aufgeht, statt sie zu durchmessen. Ein in Thoreaus Aufsatz eingelassenes Gedicht formuliert das so:

[...]
 What is it, what is it,
 But a direction out there,
 And the bare possibility
 Of going somewhere? (S. 232)

Einer, der richtig spaziert – einer, der die Kunst des Spazierengehens beherrscht –, wird sich deshalb immer in einem neuen Land finden, egal wohin er läuft: „One who pressed forward incessantly and never rested from his labors, who grew fast and made infinite demands on life, would always find himself in a new country“. (S. 241)

In einem neuen Land? Thoreau schreibt diese Sätze, wie alle seine Texte, in einem neuen Land. Fragt man also, wie diese Texte und Sätze in das zeitgenössische Verhältnis von Mensch und Natur eingreifen – fragt man, wie sie bestimmte amerikanische Praktiken der Naturnutzung ermöglichen und unterstützen –, so mag Folgendes wichtig werden: Wie gesehen, beharrt Thoreau auf der Gesellschaftsferne echter Spaziergänge: „having no particular home, but equally at home everywhere“ (S. 225), scheint der authentische Spaziergänger alles andere als ein wertvolles Gesellschaftsmitglied zu sein, geschweige denn ein Patriot.⁵ Zielloses Wandern führt laut Thoreau an *einen* Ort mit Sicherheit nicht: den von Kirche, Staat und Volk („Church and State and People“, S. 226). Wie aber so oft im romantischen Schreiben erfordert utopische Heimatlosigkeit auch hier eine passende Negation. Keine „bare possibility of going somewhere“ ohne die geheime Vorstellung eines Zielortes, der Aufhebung verspricht.⁶ Wohin läuft Thoreau also, wenn er in amerikanischen Wäldern umherschweift? Die Antwort lautet: immer nach Amerika. „I believe there is a subtle magnetism in Nature,“ schreibt er, „which, if we unconsciously yield to it, will direct us aright. ... There is a right way“. (S. 233)

Dieser rechte Weg, stellt der Erzähler erstaunt fest, führt ihn auf all seinen Wanderungen auch ohne Kompass in immer dieselbe Richtung: „It always settles between west and south-southwest. The future lies that way to me. ... Eastward I only go by force“. (S. 234) Wo er eben noch die Auflösung materieller Interessen,

⁵ Vgl. *Walden*: „Nations are possessed with an insane ambition to perpetuate the memory of themselves by the amount of hammered stone they leave.“ Thoreau (1985, S. 368. Alle folgenden *Walden*-Zitate nach dieser Ausgabe.)

⁶ Zur Dialektik romantischer Heimatlosigkeit vgl. Kelleter (1997).

das Ende territorialen Besitzstrebens, als höchsten Ausdruck einer echten Naturbegegnung lobte, da fährt er nun fort: „I should not lay so much stress on this fact, if I did not believe that something like this is the prevailing tendency of my countrymen. I must walk toward Oregon, and not toward Europe“. (S. 234) Damit zurret die Utopie herrschaftsfreier Wanderschaft, die Metaphysik der „non-returning curves, in this case opening westward“ (S. 234), zur simplen Paraphrase einer *translatio imperii* zusammen: „mankind progresses from east to west“ (S. 234), summiert Thoreau.

Es lohnt sich festzuhalten: Thoreaus Ablehnung von „Church and State and People“ hindert ihn nicht daran, eine Vorstellung nationaler Identität zu entwickeln. Im Gegenteil: Sein romantisches Naturverständnis erlaubt einen Begriff amerikanischer Nationalität, der umso machtvoller ist, je mehr er sich dem Machtwillen europäischer Nationalismen enthoben glaubt. Mit großer Selbstverständlichkeit verbindet dann auch der Untertitel von Lawrence Buells Studie die Phrasen *nature writing* und *the formation of American culture*. Dem liegt die Vorstellung eines idealen Amerika zugrunde, einer stets Neuen Welt, in der die Nation eben nicht durch den Staat und seine Organe gemacht wird, sich auch nicht auf soziale Solidaritätsanlässe wie gemeinsame Herkunft oder kulturelle Bindungen wie einen gemeinsamen Glauben oder eine eigene Sprache berufen muss. Stattdessen entspringt die Existenz der Nation direkt aus ihren naturalen Existenzbedingungen.⁷ Für ein neues Land, und eine postkoloniale Immigrationsgesellschaft allemal, ist das ein verführerisches Naturmodell, denn es weist einen Weg aus der gefühlten Abwesenheit historisch gewachsener Traditionen. (Wie sehr diese Kopplung von Natur und Nation dann genau jene handgreiflichen Umwelteingriffe begünstigt, gegen die sie entworfen wurde, zeigen etwa die sentimentalen Indianererzählungen der Zeit, deren Kritik an Jacksons Imperialismus an dessen Durchsetzung durchaus beteiligt ist.)⁸

Sicherlich also nimmt die romantische Literatur in den 1830er bis 1860er Jahren eine im weitesten Sinn nationalökologische – eine Beziehungen steuernde – Funktion ein. Für die Frage, was man von der Literatur der Natur über die Natur der Literatur lernen kann, ist jedoch ein anderer Aspekt wichtig. Wie gesehen, kulminiert Thoreaus Erstaunen über seine von unsichtbarer Hand gelenkten Wanderrouten in der Einsicht, dass diese individuellen Bewegungen eine allgemeine Tendenz der menschlichen Geschichte zum Ausdruck bringen. In Vorwegnahme einer Gedankenfigur, die 1866 in Ernst Haeckels biogenetischer Grundregel zur vollen Entfaltung kommt, erklärt Thoreau: „I know not how significant it is [...] that an individual should thus consent in his pettiest walks with

⁷ Vgl. *Walking* zum Zusammenhang von nachhaltigem Wirtschaften und nachhaltiger Nationalität: „The civilized nations – Greece, Rome, England – have been sustained by the primitive forests which anciently rotted where they stand. They survive as long as the soil is not exhausted. Alas for human culture! little is to be expected of a nation, when the vegetable mould is exhausted, and it is compelled to make manure of the bones of its fathers“ (243).

⁸ Zum Motiv des *vanishing Indian* siehe Berkhofer (1978); Dippie (1982); Lubbers (1994).

the general movement of the race“ (S. 235) Dieses „I know not“ ist irreführend, denn Thoreaus Text weiß sehr wohl, was es mit dieser Entsprechung auf sich hat. So wie sich nämlich im echten Wanderer – „who presse[s] forward incessantly and never rest[s] from his labors, who grow[s] fast and ma[kes] infinite demands on life, [to] always find himself in a new country“ – so wie sich in diesem vitalen Abenteurer die aufstrebende junge Republik selbst spiegelt, *growing fast indeed*, so stehen für Thoreau die Realitäten eines Einzellebens und die naturale Ordnung in einer irgendwie gearteten *Repräsentationsbeziehung*. „[T]hese facts are symbolical“ (S. 237), schreibt Thoreau. Damit kehren wir zum Ausgangsproblem der Thoreauschen Literatur zurück: zur Frage nach der Beziehung zwischen der menschlichen Sprache und einer Natur, die diese Sprache einerseits ermöglicht und ihr andererseits als Gegenstand dient.

3 „All things considered“

Die Sprache der Natur in *Walking* und *Walden*

Wenn Thoreau in den Erscheinungen und Läufen der Natur, darunter seinen eigenen Bewegungen als zielloser Spaziergänger, eine *Symbolik* vermutet, entwirft er die naturale Umwelt selbst in Analogie zu einem kunstvoll geformten Sprachtext. Die Vorstellung, die Natur könne wie ein Buch gelesen werden, ist natürlich nicht neu; in Neu-England gehört sie zur Grundausstattung des intellektuellen Erbes. Die puritanische Typologie des 17. Jahrhunderts betrachtete die koloniale Umwelt von Anfang an als göttlichen Text, der mehr oder weniger genaue Botschaften für die Siedler bereit hielt. Naturale Umwelt fungierte hier als Medium zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer. Zweihundert Jahre später ist die Situation komplizierter. Thoreaus Beharren auf der *Natürlichkeit* menschlicher Existenz – also seine Einsicht in die ökologischen statt gottgegebenen oder umgekehrt sozialen Bedingungen des Menschseins – ersetzt den religiösen Auftrag, die Natur zu *lesen*, mit dem romantischen Auftrag, die Natur *zur Sprache kommen* zu lassen: „to speak a word for Nature.“ Welche literarischen Probleme solch ökologische Fürsprache mit sich bringt, zeigt sich im folgenden Abschnitt aus *Walking*:

Where is the literature that gives expression to Nature? He would be a poet who could impress the winds and streams into his service, to speak for him; who nailed words to their primitive senses, as farmers drive down stakes in the spring, which the frost has heaved; who derives his words as often as he used them, – transplanted them to his page with earth adhering to their roots; whose words were so true and fresh and natural that they would appear to expand like the buds at the approach of spring, though they lay half-smothered between two musty leaves in a library. (S. 244)

Die puritanisch grundierte Vorstellung, dass die Natur der menschlichen Sprache *ähnlich* sei, weil sie wie diese mit einer göttlichen Ordnung korrespondiert – diese in

der Kultur Neu-Englands tief sitzende Annahme, die sich noch in Emersons post-christlichen Schriften findet,⁹ wird hier zugunsten der Hoffnung einer vollen Immanenz von Sprache und Umwelt aufgegeben. Sprache und Natur entsprechen sich nicht, sondern die Sprache, die der Natur Ausdruck gibt, würde selbst zur Natur.

Worte, die aus der Erde wachsen, an deren Wurzeln der Schlamm klebt, die aufgehen wie Blüten; Worte, die hiermit ihren Ursprungssinn, ihre Natürlichkeit, zu erkennen geben: Dieses Sprachverständnis ist maximal weit entfernt von der Beobachtung, ein Wort und seine Bedeutung stünden in willkürlicher Beziehung, so wie es von John Locke 1689 im Essay *Concerning Human Understanding* konstatiert wurde. Stattdessen glauben Thoreau und Emerson, dass die Bedeutung von Worten motiviert ist, und zwar motiviert aus menschlichen Naturbegegnungen. Das Interesse der Transzendentalisten an Etymologie darf in diesem Sinn als Teil ihres Bemühens um ökologisches Sprechen verstanden werden.¹⁰ So vermerkt Thoreau an einer Stelle in *Walking*, die Kunst des Spaziergehens könne die wahre Bedeutung der uns nächsten Worte eröffnen: „the idea which the word Concord suggests ceases to be suggested“. (S. 252) Das Wort benennt nichts mehr außerhalb seiner selbst, es lebt in seiner Bedeutung. Das Wort wird Atem. Einerseits.

Andererseits kulminiert Thoreaus Vision einer natürlichen Sprache in folgenden, antiklimatischen Sätzen, die sich unmittelbar an die oben zitierte Stelle anschließen:

I do not know of any poetry to quote which adequately expresses this yearning for the Wild. Approached from this side, the best poetry is tame. I do not know where to find in any literature, ancient or modern, any account which contents me of that Nature with which even I am acquainted. You will perceive that I demand something which no Augustan nor Elizabethan age, which no *culture*, in short, can give. (S. 245)

Eine Unmöglichkeit also. Denn welches menschliche Sprechen wäre nicht Ausdruck menschlicher Kultur? Thoreaus Dilemma entspringt einem unaufhebbaren Paradox im Wort *Natur*: Ausgesprochen, beschworen, beschrieben, erkannt, gedeutet oder sonst wie zum Gegenstand menschlicher Reflexion gemacht, doppelt sich Natur in einem Teil ihrer selbst und erscheint merkwürdig unnatürlich, verliert Selbstverständlichkeit. *Nature doesn't come naturally to human language*. Der Gegensatz, der bei Thoreau zwischen den Attributen einer Natursprache und ihrer reflektierten, mithin kulturellen Existenz besteht, verweist auf die Struktur eines Wunsches, stärker noch: einer Forderung, einer „demand“, wie er es nennt – in jedem Fall: der Erfahrung eines Mangels. Es ist dieser erfahrene Mangel an Natürlichkeit, der Literatur hervorbringt.

⁹ Vgl. *Nature*: „It is not words only that are emblematic; it is things which are emblematic. Every natural fact is a symbol of some spiritual fact“ (S. 20). Wenig später spricht Emerson von einer „radical correspondence between visible things and human thoughts“: „all spiritual facts are represented by natural symbols“ (S. 22).

¹⁰ Vgl. Emerson, *The Poet* (1844): „Language is fossil poetry“ (Emerson 1983, S. 457).

Und so handelt *Walden*, Thoreaus Meisterwerk, vor allem von der Notwendigkeit der Literatur als einer besonderen Art menschlicher Naturbegegnung. Auf den ersten Blick erzählt das Buch von der freiwilligen Rückbesinnung seines Autors auf die grundlegendsten Existenzbedürfnisse. Hinter diesem Experiment der Lebensvereinfachung tut sich aber rasch ein sprachliches, ja artistisches Experiment auf: Indem der Erzähler sein Leben auf die „gross necessities of life“, „the grossest groceries“ (S. 332) Nahrung, Unterkunft, Kleidung und Wärme ausrichtet, eröffnet sich ihm ein neues *Verständnis* dieser Dinge. Bisherige Zuschreibungen verblassen und werden durch ursprünglichere Wortbedeutungen ersetzt: „Most men appear never to have considered what a house is“ (S. 350), lautet ein typischer Satz aus *Walden*. Entsprechend geht es dem Text darum, die alltägliche Bedeutung grundlegender Worte (*house, shelter, property*) und, darauf aufbauend, komplexer Gedankenfiguren zugunsten ihres angeblich natürlichen Sinns aufzulösen. Wie der Erzähler gleich zu Beginn vermerkt, schreibt er mit dem Ziel, seine Mitbewohner in Concord anzusprechen, „to squeeze their old notions out of them“ (S. 342). Gelingt dies, ist die menschliche Sprache nicht mehr dieselbe: „solitude will not be solitude, nor poverty poverty, nor weakness weakness“ (S. 580) Es geht, in einem Wort, um die Neubenennung der Welt – oder nietzscheanisch gesprochen: um eine Umwertung aller Werte, eine Inventur und Bereinigung menschlicher Vokabulare und Konzeptionsmöglichkeiten.

Wie aber gesehen, weiß Thoreau um die Unmöglichkeit einer Menschen-sprache, in der Erde und Schlamm selbst das Wort ergreifen (ein Ideal eher seines Zeitgenossen Walt Whitman). Deshalb wählt er für seine eigene Rede von der Natur einen anderen Stil. „To speak a word for Nature“, „to regard man as an inhabitant of Nature“ heißt in letzter Instanz nun, die Nicht-Deckungsgleichheit alltäglicher und literarischer Sprache herauszustellen, also: ironisch zu sprechen. Im Erzählverlauf betrifft dies zuerst und in zentraler Weise den Gebrauch des Wortes *economy*, welches auch als Titel für das erste, lange Kapitel von *Walden* dient. Vor dem Hintergrund seiner romantischen Anliegen scheint Thoreaus äußerst ausführliche Beschäftigung mit den Schwierigkeiten menschlicher Haushaltsführung, menschlichen Planens und menschlichen Nutzdenkens überraschend. Tatsächlich liegt hierin die Pointe seiner Literaturökologie. Im folgenden Abschnitt beschreibt der Erzähler, wie er lebte, bevor er in die Wälder an den Walden Pond zog:

For many years I was self-appointed inspector of snow storms and rain storms, and did my duty faithfully; surveyor, if not of highways, then of forest paths and all across-lot routes, keeping them open, and ravines bridged and passable at all seasons, where the public heel had testified to their utility.

I have looked after the wild stock of the town, which give a faithful herdsman a good deal of trouble by leaping fences; and I have had an eye to the unfrequented nooks and corners of the farm; though I did not always know whether Jonas or Solomon worked in a particular field to-day; that was none of

my business. I have watered the red huckleberry, the sand cherry and the nettle tree, the red pine and the black ash, the white grape and the yellow violet, which might have withered else in dry seasons.

In short, I went on thus for a long time, I may say it without boasting, faithfully minding my business, till it became more and more evident that my townsmen would not after all admit me into the list of town officers, nor make my place a sinecure with moderate allowance. My accounts, which I can swear to have kept faithfully, I have, indeed, never got audited, still less accepted, still less paid and settled. However, I have not set my heart on that. (S. 337)

Was geschieht hier? Die Diskrepanz zwischen dem gewählten Vokabular und den beschriebenen Handlungen ist atemberaubend. Das dominante Wortfeld der Passage stammt aus dem Bereich der Ökonomie – der Ausdruck *business* ist ein Schlüsselbegriff, hier wie in *Walden* insgesamt¹¹ –, aber erzählt wird vom vorsätzlichen Nichtstun. Thoreau nennt sich einen „inspector of snow-storms“ und „surveyor of forest-paths“, um zu beschreiben, wie er planlos durch die Landschaft strich, Wetter und Tiere beobachtete. Er kümmerte sich um das Vieh der Stadt in eben dem Sinn, dass ihm bei seinen Streifzügen durch die Landschaft auch mal entlaufene Schweine über den Weg liefen. Kein amtlicher Aufseher von irgendetwas, verrichtete er sein Geschäft in der Natur auf andere Weise als sein Wirtschaftsenglisch vermuten lässt. Wer die vorherrschende rhetorische Figur der Ironie im Text bemerkt, kann sich bildlich vorstellen, auf welche Weise dieser begradete Spaziergänger die genannten Wildpflanzen wässerte.

Das Wort, das hier für die Natur gesprochen wird, stellt seinen literarischen Charakter erstaunlich offen zur Schau. Die rhetorische Figur der Ironie – die herausgehobene Nichtübereinstimmung von Gemeintem und Gesagtem – beherrscht die Naturbeschreibungen von *Walden* von Beginn bis zum Ende des Buches. Dass es sich dabei nicht bloß um stilistische Spielereien handelt, sondern um ein Kernanliegen dieser *environmental imagination*, wird spätestens deutlich, wenn der Erzähler die doppelte Bedeutung ökonomischer Ausdrücke auf sein eigenes Schreiben bezieht. Die Begriffe *my accounts* und *being audited* benennen in der maßgeblichen Logik wirtschaftlicher Vergleiche zum einen Thoreaus Kontoführung, die seitens der Dorfbewohner nie einer Buchprüfung unterworfen wurde (wie auch, wussten diese Landbesitzer doch nicht, dass sie die Arbeitgeber des Spaziergängers waren). Zum anderen beschreibt der Ausdruck *keeping an account* das literarische Schreiben und damit die Herstellung des Buches *Walden* selbst. „Nothing was given me of which I have not rendered some account“ (S. 370), sagt der Erzähler an anderer Stelle, und in der Tat ist Buchführung ein treffender Ausdruck für den erzählerischen Modus des gesamten ersten Kapitels. Dieses besteht

¹¹ Vgl. etwa: „My purpose in going to Walden Pond was not to live cheaply nor to leave dearly there, but to transact some private business with the fewest obstacles; to be hindered from accomplishing which for want of a little common sense, a little enterprise and business talent, appeared not so sad as foolish“ (S. 338).

nämlich zu weiten Teilen aus Statistiken und Tabellen, in denen Thoreau akribisch aufzeichnet, wie viel Geld er für welche Werkzeuge und Geräte ausgegeben hat, wie viel Arbeitszeit und finanzielles Kapital in den Bau seiner Hütte am See geflossen sind, und welche Ausgaben, etwa für Nahrungsmittel, gegen welche Einnahmen, etwa durch den Verkauf selbst angebauten Gemüses, verrechnet werden können.

Ruft man sich Thoreaus Lob der Nutzlosigkeit ins Gedächtnis, kann sein Interesse an profitablen Tauschgeschäften im Kapitel „Economy“ nur erstaunen. In der Tat sind all diese Rechnungen ironisch. Aber was für eine Art von Ironie! Vor dem Hintergrund des transzendentalistischen Vorhabens einer Umwertung aller linguistischen Werte zeigt sich, dass Thoreau seine ironischen Kontrastbildungen sehr ernst nimmt. Die Diskrepanz zwischen Gesagtem und Gemeintem (etwa wenn ein Landstreicher als tüchtiger Unternehmer beschrieben wird) verschiebt sich hier in letzter Konsequenz auf die Diskrepanz zwischen zwei Arten menschlichen Sprachgebrauchs: eine Diskrepanz, deren überraschende Pointe darin besteht, dass der romantische Nichtsnutz tatsächlich einer höchst ertragreichen Tätigkeit nachgeht. Die Diskrepanz besteht nicht mehr zwischen der Sache und den Worten, sondern zwischen einem alltäglichen Sprachgebrauch, der den Menschen als Gesellschaftswesen behandelt, und einem außergewöhnlichen, literarischen Sprachgebrauch, der den Menschen als Naturwesen erkannt hat. Die Ironie gilt dem sozial etablierten Verständnis von Wirtschaftlichkeit, so wie die Polemik des Buches insgesamt die umgangssprachliche Verwendung solcher Worte wie *food, shelter, clothing* usw. der Lüge überführt.

Den Menschen als abhängigen Teil eines größeren Naturgeschehens zu sehen, heißt für Thoreau demnach eine Sprachkritik zu praktizieren, die die tatsächliche Ökologie lebendiger Beziehungen zu Wort kommen lässt. So rechnet er in einer seiner Kostentabellen aus, dass ihm der Umzug von der Stadt in den Wald einen Gesamtprofit von \$ 8 im Jahr eingebracht habe. Zum besseren Verständnis dieses auf den ersten Blick mageren Ertrags erläutert der Erzähler: „All things considered, that is, considering the importance of a man’s soul and of to-day . . . I believe that that was doing better than any farmer in Concord did that year“. (S. 366) *To do better* ist erneut ein ökonomischer Ausdruck, doch seine Ironie liegt sicherlich nicht im dürftigen numerischen Maß einer solchen Wertsteigerung (\$ 8 im Jahr), sondern in der Gedankenlosigkeit, mit der die fraglos besser verdienenden Bauern von Concord das Missverhältnis zu ihren Gunsten auslegen. Die Ironie liegt in den Worten „all things considered“, denn in einer umfassend umweltbewussten Gesamtrechnung darf Thoreau zufolge eines nicht fehlen: „considering the importance of a man’s soul and of to-day“. Ist diese Sicht- und Beschreibungsweise erst einmal eingenommen, dann erweist sich auch das Urinieren im Wald als eine ökologisch höchst nutzbringende Tätigkeit.

Semantische Umwertungen aus der Perspektive einer übergreifenden Umweltlehre: Diese abstrakte Formel umschreibt den ganz und gar nicht abstrakten Reiz von *Walden*, das bemerkenswert spielerische Charisma dieses Buches, seine selbst-

bewusst literarische Qualität. Wo sonst kann man lesen, und lesend verstehen, dass ein Reisender seine Nachbarstadt schneller erreicht, wenn er dorthin läuft statt die Eisenbahn zu nehmen? Wer nämlich zu Fuß geht, erklärt Thoreau, der kann sich direkt auf den Weg machen, während der Eisenbahnfahrer sich erst noch seine Fahrkarte verdienen muss – und am Ende hat er mehr Zeit damit verbracht, zu arbeiten als zu reisen (vgl. S. 364). Der Wunsch nach natürlicher Existenz und nutzlosem Leben mündet hier in einer ironischen Sprache des resoluten Utilitarismus. Für eine Natur zu sprechen, die nicht für sich selbst spricht, heißt bei Thoreau unumgänglich, Aussagen im Bereich menschlichen Nutzens und menschlicher Bedürfnisse zu treffen. Es geht diesem Schreiben nachdrücklich ums Ganze: um das menschliche Leben selbst. Der Wunsch des Erzählers von *Walden* ist es, so sagt er, sein Leben nicht zu spielen, sondern von Anfang bis Ende ernsthaft zu leben.¹² Nicht um die Natur zu sehen, zieht er demnach in die Wälder, sondern um dort die eigene Menschlichkeit als natürlich zu erfahren. Das Ergebnis ist unweigerlich Literatur, Fiktion. In der es heißt:

I went to the woods because I wished to live deliberately, to front only the essential facts of life, and see if I could not learn what it had to teach, and not, when I came to die, discover that I had not lived. I did not wish to live what was not life, living is so dear; nor did I wish to practise resignation, unless it was quite necessary. (S. 394)

4 Schluss: Ökologie / Ökonomie

Gemessen an den utopischen Ansprüchen, die Thoreau an eine aus der Erde selbst entspringende „literature that gives expression to Nature“ stellt, müssen die kalkulierten Ironien von *Walden* als gescheitert gelten. Was also kann man von dieser Literatur der Natur über die Natur der Literatur lernen? Vielleicht dies: dass selbstverständliche Natur nur als Wunsch aus Worten existiert, dass Ökologie nur als Problem menschlicher Kultur und Sprache denkbar ist. Kein Zweifel somit, dass literarische Texte Aufschluss geben über die Wandlungen und Schwankungen im menschlichen Verständnis von Natur. Und sicherlich übernehmen sie damit eine Steuerungsfunktion im Verhältnis von Mensch und natürlicher Umwelt. Der Übergang von einem Naturverständnis zu einem nächsten ist nicht denkbar ohne die Konkurrenz textlich verfasster Naturmodelle. Kulturrevolution findet nicht einfach *in* Texten statt, sie wird *durch* Texte betrieben, gehorcht den Regeln literarischen Wettstreits und intertextueller Distinktion (und nicht nur dem, was dieser oder jener Autor in seiner Umwelt gesehen hat). Leben, das sich selbst beschreibt, streitet sich darüber.

¹² Vgl.: „I mean that [students] should not *play* life, or *study* it merely, while the community supports them at this expensive game, but earnestly *live* it from beginning to end“ (S. 363).

Bemerkenswert bleibt die historische Beharrlichkeit, mit der sich Texte und ganze Kulturen darüber streiten, was die herrschenden Beziehungsverhältnisse zwischen Mensch und Natur seien – und damit die Spaltung zwischen denkender und nicht-denkender, dichtender und nicht-dichtender Materie immer aufs Neue bestätigen. Zahllos sind die literarischen Inszenierungen, philosophischen Forderungen, naturwissenschaftlichen Nachweise einer Überwindung des kategorial fehlerhaften Dualismus von Mensch und natürlicher Umwelt. Was bleibt, ist der Dualismus von Mensch und natürlicher Umwelt im fortgesetzten Wunsch, ihn zu überwinden.¹³

Mit einem letzten Wort über die Natur ist demnach kaum zu rechnen. Stattdessen scheint die menschliche Erfahrung von Natur vor allem eines hervorzu-bringen: immer neue, oft letzte Worte über und für die Natur. Mit Thoreau erreichen wir dabei eine Form von *nature writing*, die sich ihrer sprachkritischen Impulse und damit ihrer Konkurrenzbeziehung zu anderen Formen menschlicher Rede über die Natur hochgradig bewusst wird. Das Ergebnis ist romantische Ironie: eine Ironie, die ihren Gegenstand eminent ernst nimmt: eine Rhetorik, die Wissen und Hoffnung in der Schwebelage halten möchte.

Wer will, kann das Konstruktionswissen dieser Literatur gegen ihre roman-tischen Hoffnungen in Stellung bringen. Bereits im zeitgenössischen Umfeld findet eine solche De-Konstruktion von Thoreaus *nature writing* statt, in Edgar Allan Poes verbissener Auseinandersetzung mit den Transzendentalisten Neu-Englands. Aus solcher Perspektive ist es durchaus der Rede wert, dass der Erzähler von *Walden* aus seiner Erzählung eines weitgehend ausklammert, nämlich die Tatsache, dass sein autobiographischer Protagonist nicht deshalb nur in eine Wald-hütte zog, um echtes Leben zu leben, sondern auch und vor allem, um dort ein Buch zu schreiben. Thoreau verrichtete in seiner natürlichen Abgeschiedenheit ein hohes Pensum schriftstellerischer Arbeit und produzierte mehrere hundert Seiten Literatur am Walden Pond.¹⁴

Für uns, 160 Jahre später in einer anderen Umwelt mit anderen Sprach-praktiken hält diese Situation immer noch einiges bereit. Nicht zuletzt die Einsicht, dass für die menschliche Sprache jede Ökologie eine Ökonomie beinhaltet, so wie jedes ziellose Umherwandern einen heimlichen Zielort ansteuert. Es gibt keine Natur ohne Nutzen: ein Dilemma, das sich für Thoreau nur noch ironisch ausdrücken lässt, mit einer Rhetorik, die wie keine andere die Nicht-Deckungsgleichheit von Mensch und Umwelt erfahrbar macht. Vielleicht sind wir hier an einem Ursprung aller Literatur angelangt (über den in evolutionären Literaturtheorien nur selten spekuliert wird, wohl weil sein Paradox nicht mehr ins

¹³ Vgl. die Debatte über Neonaturalismus im *Journal of Literary Theory*. Kelleter (2007); Eibl (2007); Kelleter (2008).

¹⁴ Vgl. den ersten Absatz von *Walden*, der das literarische Projekt anspricht, um es sogleich durch ein anderes zu verdecken: „When I wrote the following pages, or rather the bulk of them, I lived alone, in the woods, a mile from any neighbor, in a house which I had built myself, on the shore of Walden Pond, in Concord, Massachusetts, and earned my living by the labor of my hands only. I lived there two years and two months. At present I am a sojourner in civilized life again“ (S. 325).

Erklärungsmuster natürlicher Adaption passt): beim Wunsch, die Natur möge in menschlichen Kommunikationen selbst das Wort ergreifen. Wie der Wunsch nach einem gotterfüllten Sprechen, und eng verwandt mit diesem, erfüllt sich dieser Wunsch im Lauf der menschlichen Geschichte endlos in Mythen, Religionen, Erzählungen, zuletzt ironischen Selbstreflexionen – um durch jede dieser Erfüllungen erneut vereitelt und wieder aktualisiert zu werden. Leben, das sich selbst beschreibt, hört damit nicht mehr auf.

Literatur

- Berkhofer, Robert F. (1978): *The White Man's Indian: Images of the American Indian from Columbus to the Present*. New York: Knopf.
- Buell, Lawrence (1995): *The Environmental Imagination: Thoreau, Nature Writing, and the Formation of American Culture*. Cambridge: Harvard University Press.
- Dippie, Brian (1982): *The Vanishing Indian: White Attitudes and U.S. Indian Policy*. Middletown: Wesleyan University Press.
- Eibl, Karl (2007): On the Redskins of Scientism and the Aesthetes in the Circled Wagons. In: *Journal of Literary Theory* 1.2, S. 421–441.
- Emerson, Ralph Waldo (1983): *Essays and Lectures*. Hg. von Joel Porte. New York: Library of America.
- Kelleter, Frank (1997): *Die Moderne und der Tod: Das Todesmotiv in moderner Literatur, untersucht am Beispiel Edgar Allan Poes, T.S. Eliots und Samuel Becketts*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Kelleter, Frank (2002): *Amerikanische Aufklärung: Sprachen der Rationalität im Zeitalter der Revolution*. Paderborn: Schöningh.
- Kelleter, Frank (2007): A Tale of Two Natures: Worried Reflections on the Study of Literature and Culture in an Age of Neuroscience and Neo-Darwinism. In: *Journal of Literary Theory* 1.1, S. 153–189.
- Kelleter, Frank (2008): The Polemic Animal (or, How I Learned to Stop Worrying and Love Partisan Politics). A Reply to Karl Eibl. In: *Journal of Literary Theory* 2.1, S. 127–154.
- Lubbers, Klaus (1994): *Born for the Shade: Stereotypes of the Native American in United States Literature and the Visual Arts, 1776-1894*. Amsterdam: Rodopi.
- Thoreau, Henry David (1985): *A Week on the Concord and Merrimack Rivers. Walden; or Life in the Woods. The Maine Woods*. Cape Cod. Hg. von Robert F. Sayre. New York: Library of America.
- Thoreau, Henry David (2001): *Collected Essays and Poems*. Hg. von Elizabeth Hall Witherell. New York: Library of America.